

# Der Mensch – ein dilettantisches Subjekt: Ein inkompetenztheoretischer Blick auf das vermeintlich eigene Leben

ROLAND REICHENBACH

Am liebsten wäre ich ich selber,  
aber das ist natürlich unmöglich  
HANS MAGNUS ENZENBERGER

Alles arme Schweine, die Menschen.  
So verzweifelt. Da denken sie,  
sie könnten über ihr Leben bestimmen.  
Das kann doch keiner  
SIBYLLE BERG

Ja, mach nur einen Plan  
sei nur ein grosses Licht  
und mach dann noch 'nen zweiten Plan  
gehen tun sie beide nicht  
BERTOLD BRECHT

## ERSTE KURZE VORBEMERKUNGEN

Eine instinktgeleitete Lebensweise ist dem Menschen insgesamt verwehrt. Er befindet sich in Raum- und Zeitverhältnissen, in Selbst- und Sozialverhältnissen und es wird von ihm erwartet, dass er sich zu diesen Verhältnissen selbst noch verhält. Dies muss aber nicht wirklich von ihm „erwartet“ (im Sinne von „verlangt“) werden, da es ihm sowieso sehr schwer fällt, sich *nicht* zu diesen Verhältnissen in ein jeweils mehr oder weniger reflektiertes Verhältnis zu setzen (vgl. Kuger/Kurt 2007). Jedenfalls ist ein solches Unterfangen als dauerhafter Lebensstil wenn nicht unmöglich, so doch sehr unwahrscheinlich. Die fehlende Instinktleitung kann aber – zumindest zeitweilig und in bedeutsamen Entscheidungssituationen – nur „dilettantisch“ oder „stümperhaft“ kompensiert werden. Den immer deutlicher werdenden und aufdringlicher erscheinenden Optimierungszumutungen unserer Zeit – die auch als Dilettantismusüberwindungsaufforderungen gedeutet werden können – gilt es, die nicht-optimierbaren Seiten des Menschen und Grenzen des menschlichen Optimierungswillens entgegenzuhalten, wohl hoffend, in diesen Grenzen gerade die Grundlage der Freiheitspraxis „dilettantischer“ Subjekte sehen zu können.

Der folgende Beitrag sucht den Dilettantismus als Remedium gegen das zeitgenössische Optimierungsfieber herauszustellen. Nach noch weiteren Vorbemerkungen folgen drei Teile, wobei im ersten Teil die peinliche Figur des Dilettanten dargestellt wird, im zweiten Teil Erläuterungen zur psychologischen Struktur des Dilettantismus folgen und im dritten auf die moralische Situation des dilettantischen Menschen eingegangen wird. Der Beitrag ließe sich etwa so zusammenfassen: Es soll gezeigt werden, dass der dilettantische Mensch zwar eine peinliche und insofern ärgerliche Figur ist, die in ihren viel-fältigen Weltbezügen und -interessen sozusagen konstitutiv auf Versagen angelegt und moralisch besonders in der modernen Situa-

tion permanent überfordert ist. Aber in diesem Unvermögen, also dem nicht-souveränen und amateurhaften Leben, scheint sich die Möglichkeit der Freiheit gerade besonders auszudrücken, was für demokratische Lebens- und Regierungsformen von Bedeutung sein könnte.

## **NOCH EINIGE – ETWAS ZU LANGE – VORBEMERKUNGEN**

Zu wissen, wer man *ist*, bedeutet, zu wissen, was man *will*. *Nicht* zu wissen, was man will und was man *nicht* will, heißt, *nicht* zu wissen, wer man *ist*. Das Wissen über sich selbst fällt also im Grunde zusammen – das ist die hier mit Charles Taylor (1996) vertretene Behauptung – mit dem Wissen über meine Bindungen an bestimmte Werte und meine Aversion gegen bestimmte Unwerte. Identitäts*diffusion* meint letztlich, diese Bindungen nicht mehr zu kennen oder zu *fühlen*. „Fühlen“ heißt nach Agnes Heller, in etwas *involviert* sein, und dieses „etwas“ kann „*alles* sein, also z.B.: ein anderer Mensch, eine Idee, ich selbst, ein Vorgang, ein Problem, eine Situation, ein anderes Gefühl. Dass ich in *etwas* involviert bin, heißt bei weitem nicht, dass dieses ‚etwas‘ ein konkret-bestimmtes Objekt ist.“ (Heller 1980: 19)

Manchmal legt sich aber ein „Nebel“ über die Dinge, die einem wichtig waren (und vielleicht noch wichtig sind oder sein sollten), so dass sie nicht mehr erkannt werden können. Nur: Woher kommt denn dieser Nebel? Wann und wie ist er aufgetaucht? Wir wissen es meist nicht. Wie eine unschöne Stimmung, die unvermittelt entsteht und wir wissen nicht wodurch und woraus. In diesem Nebel mag das Leben seicht und fad und vielleicht sogar sinnlos erscheinen. Dasselbe könnte aber auch zutreffen für ein Leben im gnadenlosen Licht, wo jeder Schatten und Nebel fehlt.

Manchmal weiß man zwar noch, was wichtig ist, aber nur noch theoretisch und hülsenhaft, dann mag man seine Sicht gar nicht mehr leidenschaftlich verteidigen, es stört dann sogar kaum noch, wenn diese Werte oder Güter, von denen wir meinten, sie seien die unsrigen, von anderen angegriffen werden. Das vergleichgültigte Leben strahlt eine gewisse Ruhe aus, es ist zumindest demokratietauglich, denn es ist anti-fundamentalistisch, so fällt das vielfältige Koexistieren leicht, und man fragt sich, wie es überhaupt möglich war, sich je einmal über dieses oder jenes aufgeregt zu haben.

Stellen Indifferenz und die allgemeine wechselseitige Nicht- Beachtung möglicherweise die höchste Form aller *realistischen* Formen von massengesellschaftlichem Zusammenleben dar? Doch was ist der Preis für die Leidenschaftslosigkeit? Und vor allem: wie werden wir wieder leidenschaftlich, wenn wir es nicht mehr sind? Das ist wahrscheinlich wieder eine von diesen Fragen, die nicht wirklich zu beantworten sind. Wenn die Bindungskraft fehlt, bilden die vermeintlich wichtigen Dinge zwar immer noch einen Horizont, vor welchem man sich interpretiert und vor welchem man die kleinen und größeren Alltagsdinge erledigt und manchmal – allerdings selten – auch wirklich *handelt* und sich nicht immer nur bloß *verhält*, so wie meistens. Wenn die Leidenschaften ruhen und wir das Leben vor allem „*absolvieren*“, die Zeit ohne großes Aufheben hinter uns bringen, lernen wir die Lauheit vielleicht sogar noch als Tugend schätzen, so suggeriert es zumindest Garnier (2001). Doch wahrscheinlich packt einen im allzu lauen Leben das plötzliche Unbehagen, die sogenannte „German *Angst*“, und der ganze Alltagsnihilismus wird zu einem riesigen, so sinnlosen wie wortlosen, so vernunftlosen wie grundlosen Vakuum, und es braucht jetzt sehr viel stoische Ruhe (das ist die Variante für

die LiebhaberInnen des Klassisch-Antiken) oder sehr viel Vergleichgültigungsanstrengung (für die AmateurlInnen der Postmoderne) oder ganz dringend autogenes Training und progressive Muskelrelaxation (für die vielen AnhängerInnen der Psychotechnik), damit man jetzt nicht ausflippt, implodiert oder explodiert.

Aber ohne diese *energetische* Voraussetzung, ohne dieses Empörungspotential, können Identitätsfragen weder interessieren noch beunruhigen. Deshalb ist es vielleicht sinnvoll und funktional, das eigene Leben zumindest zeitweilig als eine einzige Verfehlung zu begreifen; vielleicht gilt: je später im Einzelleben dieses Gefühl (möglich wird), umso schlimmer. Deshalb nun folgende pädagogische Empfehlung: Früh und wohldosiert die Empörungskapazität in Bezug auf die wichtigen Dinge kultivieren, damit sowohl die häufigen „Sklerosen der Selbstverständigungshermeneutik“ (eine Begrifflichkeit von Arnold Schäfer) als auch die hysterischen, permanent-nervösen Selbstfraglichkeitsbereitschaften vermieden werden. Das Zuviel an Selbstfraglichkeit nennen wir am besten „Neurose“, das Zuwenig „Charakterneurose“. Will heißen: Menschen, die sich *nicht auch* Rätsel sein können, sind uns – wenn wir ehrlich sind – doch einfach unerträglich, und ihre durchsichtige Selbstverständlichkeit raubt einem noch die letzte Hoffnung und Sehnsucht auf ein besseres Leben. Von diesen Zeitgenossen muss man sich fernhalten, denn sie rauben einem noch das Beste, was man hat. Mit Baudrillard (1995) sei hier an aggressive JoggerInnen erinnert (liebe JoggerInnen: das ist nur eine Metapher), mit denen man an der Ampel steht und die dabei unablässig, selbstbewusst und als ob sie eine Mission hätten, vor Ort hüpfen, selbst dann noch, wenn sie einen nach dem Weg fragen. Diese Hüpferei hat etwas Alibihaftes, sie strahlt den Versuch einer absoluten Existenzberechtigung aus. Solche JoggerInnen können sich ihre Missetaten sogar noch selber verzeihen, sie brauchen einen nicht, sie würden auch allein durchs All joggen. Kurz: was hier gesagt werden wollte, Joggen erscheint – wie andere Aktivitäten auch – mitunter als Ausdruck des Versuches, eine bodenlose Verzweiflung zu kaschieren.

Doch Menschen, die sich – umgekehrt – *immer und immer nur* Rätsel sind, ganz unabhängig davon, ob sie dieses Sich-Rätselsein selbstverliebt oder auf alarmierte Weise pflegen, vergehen sich im Grunde ebenfalls an humanen Bildungsidealen, so scheint es wenigstens: Diese Selbstbeschäftigung, die nie erwachsen werden will, dieser Selbstbeobachtungszwang und Gefühlssolipsismus, der nichts außer sich erkennen und anerkennen will, diese luxuriöse und parasitäre Form der Selbst- und Seelsorgerei.

Natürlich: Vielleicht kommen diese Extremtypen realiter nur selten vor, vielleicht findet das normale und gewöhnliche Leben wieder einmal zwischen zwei mehr oder weniger extremen Polen statt, vielleicht sollte man sich wieder einmal auf den sogenannten goldenen Mittelweg zubewegen, und vielleicht ist dies ja auch das implizite Ziel aller Erziehung und Bildung: das eigene *Leben als Kompromiss* zu begreifen. Und für diese Sicht gibt es gute, aber auch unattraktive Gründe, wie so oft in der Erziehung. Doch dann wieder: Warum sollten die guten Gründe auch attraktiv sein, oder wenigstens schwer verständlich oder doch von Schönheit? Das gewöhnliche Leben, eine halbwegs normale Lebenstauglichkeit, ein bisschen das tun, was zu tun ist, ein bisschen Glück auch erfahren, und das Leben mit seinen Aufs und Abs akzeptieren lernen etc., solches ist den TheoretikerInnen der Bildung schon immer zu wenig gewesen; jedenfalls hat der moderne Bildungsdiskurs immer mehr versprochen. Ein *eigenes* Leben

zu *führen*, kann modern sowohl als ein *Versprechen* als auch eine *Aufgabe* und eine *Zumutung* begriffen werden.

Ich möchte mit den folgenden, nun etwas systematischeren Überlegungen und mit Bezug auf die *Metapher des Dilettantismus* und einer Affinität zur *Kompetenzkritik* dafür plädieren, dass dieses Bildungsversprechen, nämlich ein eigenes Leben zu führen und sich in einem starken Sinne Ich-Identität zu erarbeiten, sowohl als notwendig als auch als nicht einlösbar zu verstehen ist. Das könnte damit begründet werden, dass Dinge tun zu müssen, die wir nicht beherrschen und nie beherrschen werden, und dennoch so zu tun oder tun zu müssen, als ob sie beherrschbar wären und wir sie zunehmend beherrschen würden, wahrscheinlich zur Grundstruktur des modernen Lebens gehört. Mehr noch: es zeigt sich m.E. sogar, dass die *Selbsttäuschung* gerade über solche Fähigkeiten, die wir entwickelt haben müssten, eine ganz besondere Fähigkeit darstellt, auf die wir sozusagen nicht verzichten können.

## **DIE PEINLICHE FIGUR DES DILETTANTEN\***

Da das Universum der Inkompetenz *prinzipiell* viel größer ist als jenes der Kompetenz, um es mit Marquard (1981) zu sagen, da also auch der Einzelmensch Zeit seines Lebens – und mag er sich noch so viele Kompetenzen auf verschiedensten Gebieten aneignen – zur Inkompetenz verdammt ist, scheint es gerechtfertigt, dieses Faktum auch in der bildungs-, identitäts- und subjekttheoretischen Diskussion zu berücksichtigen und es nicht nur als Störvariable bzw. das zu Überwindende anzusehen.

In Anlehnung an eine Anthropologie, die mit Helmuth Plessner oder Eugen Fink, aber auch Hannah Arendt illustriert werden könnte, und mit welcher das Spezifikum des Menschen weniger mit einem bestimmten, herausragenden Können verbunden wird, als vielmehr mit einer spezifischen Lebenssituation, die letztlich darin besteht, die eigene Existenzform als problematisch zu erkennen – zwar auch ein Können, welches sich aber negativ definiert, nämlich als Erkennen des eigenen Unvermögens –, soll hier versucht werden, die Seite der Inkompetenz des Menschen für das Subjekt stark zu machen. Kurz: es gibt Schwächen des starken Subjekts (die überzeugend analysiert und kritisiert worden sind) –, es gilt aber auch, die Stärken des schwachen Subjekts (d.h. eines schwachen Subjektbegriffs) ins Auge zu fassen. Damit soll behauptet werden, dass die prinzipielle *Inkompetenz* des Menschen und – damit verbunden – sein Dilettantismus, als *Ermöglichungsbedingung* von Freiheit fungieren bzw. dass – zumindest in einem zu erläuternden Sinne – nur Dilettanten frei sein können. Daher benötigen Dilettanten gegen Übergriffe des Optimierungswillens einen gewissen Schutz...

Synonyme für „Dilettant“ sind beispielsweise Anfänger, Nichts-köner, Unkundiger, Nichtfachmann, Laie, aber auch Pfuscher, Ignorant, Besserwisser, Banause etc., das heißt in der Regel durchaus keine schmeichelhaften Worte.<sup>1</sup> Unter Dilettantismus kann – allgemein und neutral formuliert – die Betätigung in einem Feld verstanden werden, welche die betreffende Person nicht beherrscht, in welchem sie keine Souveränität besitzt. Sich als Dilettant betätigen, heißt also, *sich versuchen*.

Dilettantismus scheint allerdings nie rein oder wirklich unschuldig zu sein, zeigt nicht nur bloßes Unvermögen an, sondern wird auch mit einem moralisierenden Unterton beurteilt. Dilettantismus deutet auf eine *Schwäche* hin, die unter anderem darin besteht, sich in einem Feld

mit einer Attitüde zu betätigen, welche ein entsprechendes Können vorgibt oder vorzugeben scheint, wobei aber offensichtlich wird, dass die gezeigte Performanz eher Inkompetenz als Kompetenz illustriert. Dies scheint dem dilettantischen Akteur mitunter nicht ganz klar oder aber gleichgültig zu sein. Dilettantismus ist so nicht immer frei von *Peinlichkeit*. Wenn es also geht, wendet man sich vom entlarvten Dilettanten ab. Man hat ein ungutes Gefühl in seiner Nähe: er ist bisweilen nicht nur eine *lächerliche* Figur, sondern auch ein *Ärgernis*.<sup>2</sup>

*Eine historische Bemerkung:* Es gab Epochen, in denen die Frage nach dem Wesen des Dilettantismus mehr interessierte als heute. Der Begriff des Dilettantismus wird im 18. und 19. Jahrhundert vor allem mit kunsttheoretischen Diskursen in Verbindung gebracht. 1799 hatten beispielsweise Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller (zusammen mit Heinrich Meyer) das relativ kurz nach seiner Geburt gestorbene „Dilettantismusprojekt“ ins Leben gerufen, mit welchem geplant war, den „Dilettantismus als Phänomen des zeitgenössischen deutschen Kunstlebens in all seinen Auswüchsen zu analysieren und darzustellen.“ (Vaget 1971: 9)<sup>3</sup>

Goethe selber, gerade weil er sich in so vielen Gebieten betätigte, galt schon Zeit seines Lebens – aber auch danach – im positiven wie im negativen Sinn als Dilettant (vgl. z.B. Kassner 1910: 51); er selber bezeichnete z.B. seine Versuche in der *Farbenlehre* als Dilettantismus (Vaget 1971: 11). Selbst als Dichter wurde ihm Dilettantismus vorgeworfen, und noch in neuerer Zeit urteilte z.B. Thomas S. Eliot: „he dabbled both in philosophy and poetry and made no great success of either“ (zit. nach Vaget 1971: 11). Goethe, der mit dem Dilettantismusprojekt gegen Dilettantismus *ankämpfen* wollte, ihn mitunter geradezu hasste, verkörpert also gleichzeitig selber das vielseitige, unprofessionelle Liebhabertum, das heißt den Dilettantismus.<sup>4</sup> Damit ist nicht gemeint, dass Vielseitigkeit immer Dilettantismus bedeute, sie ist aber eine *notwendige* Voraussetzung (vgl. Saulnier 1940: 21).<sup>5</sup> Das Interesse Schillers und Goethes am Dilettantismus war, wie Vaget (1971) in seiner Dissertation aufzeigt, nicht nur kulturpolemischer Natur, sondern – zumindest über eine gewisse Zeit – auch vornehmlich pädagogisch motiviert.<sup>6</sup> („Wahre“) Meisterschaft ist selten, Dilettantismus aber verbreitet. Es ist schon deswegen prekär, das Phänomen nur negativ zu konnotieren. Dilettantismus zu verdammen, trägt denn nicht nur elitäre, sondern auch undemokratische Züge. Das wird mit dem sozialpsychologischen und kulturkritischen Essay von Rudolf Kassner, *Der Dilettantismus*, 1910 erschienen, ebenfalls recht deutlich. Dilettantismus wird hier als *Décadance* verstanden, diese als das Beiprodukt allgemeiner Demokratisierung.

„Dass wir heute alles dessen, was nur von ferne an Hierarchie, Rangordnung erinnert, entbehren, eine solche nicht mehr verstehen wollen, ja verabscheuen, ist eine der Ursachen, warum es bei uns so viele innere, gleichsam unerkannte Dilettanten gibt.“ (Kassner 1910: 13)<sup>7</sup> Doch die demokratische Lebensform fordert, Dilettantismus zu billigen. Bei Kassner heißt es:

„Es gibt Epochen, die reich sind an vielen Dingen und Werten, und diesen folgen dann solche, in denen aller Reichtum und alle Vielfältigkeit und aller Wert im Menschen zurückgeblieben ist und dort, möchte man sagen, stocken. – Diese sind die demokratischen, jene die aristokratischen.“ (Ebd.: 16)

Es fehle der Demokratie an äußeren, bestimmten und *überzeitlichen* Werten. Der Dilettant vermöge so nicht „über der Zeit zu stehen. Der Dilettant ist immer in der Zeit“ (ebd.: 17), er habe übertriebene Vorstellungen vom „Zeitgemäßen“, an welchem er alles messe, bleibe deswegen ohne *überzeitliche* Maßstäbe. Damit ist sein Problem schließlich, dass er *zu viele* Maßstäbe hat; der Dilettant ist alles und nichts:

„Anarchist, Aristokrat, Übermensch, Theosoph, Monist, Anhänger der Entwicklungslehre, Erotiker, Naturist, Asket, Reisender, Photograph, Theatergeher, Melancholiker aus Beruf, Renaissance-mensch, Mystiker, Automobilist, Flugtechniker und vieles noch. In Wirklichkeit ist er vielleicht nichts oder nur ein Kritiker oder nur ein Mensch in Not oder nur ein Mensch, der eben die Not gar nicht kennt. – Oder er ist einer der vielen Menschen, die sich ‚entwickeln‘.“ (Ebd.: 17f.)

Dieses Alles-sein-Wollen oder wenigstens Möglichst-viel-sein-Wollen, das den Dilettanten am Ende „zum Nichts“ mache, wird von Kassner quasi als Ausdruck und Resultat eines gierigen demokratischen Individualismus gesehen. „Der Dilettantismus bildet sich mit Vorliebe am Individualismus [...]. Der Individualist neigt zum Dilettanten“ (ebd.: 20). Oft seien die beiden kaum zu unterscheiden und „junge Leute sind meist solche Dilettanten“ (ebd.: 21). Doch die Überwindung der Jugendzeit schütze nicht vor Dilettantismus, den es auch bei „Leuten [gibt], die nicht alt werden und reifen können“ (ebd.: 21).

Entscheidend für die Charakterisierung des Dilettanten ist an dieser Stelle, dass er keinen Einblick in tiefe Wahrheiten hat, weil er keinen *Begriff* für das *Ganze* besitzt, mehr noch, dass der Dilettant der „die höchsten Zwecke leugnende Mensch“ ist (ebd.: 24). Dilettanten hielten sich für sensibel, seien es aber natürlich gerade nicht, vielmehr sei ihre Sensibilität „gleichsam isoliert, pathologisch“ und könne darum nicht dem Ganzen dienen (ebd.: 26f.). Dem Dilettanten fehle das Ganze und dessen Zusammenhang in sich, weshalb er auch stets die Ziele und Absichten außer sich verfehle (vgl. ebd.: 27). Dilettanten seien zwar nicht etwa „einfach oberflächliche Menschen“, sondern vielmehr „untief, ohne Spürsinn, ohne Instinkt, ohne Witterung für die Gefahr, schlechte Schützen, möchte man sagen; sie haben eigentlich überhaupt keine Oberfläche, sondern sind zerstreut, verwischt, unreif, ziellos“ (ebd.: 58). Dilettanten schafften zwar, würden aber nicht wirken, überschätzten zudem immer, was sie tun (vgl. ebd.: 59).

Doch diese Form des (alten) Dilettantismus erlebe unter modernen Bedingungen zunehmend ungünstige Veränderungen. „Wer ist überhaupt heute noch Dilettant im populären Sinne: *Wer ist nicht so klug*, eine Sache lieber nicht zu machen, bevor er sie schlecht macht?“, fragt Kassner (ebd.: 64, kursiv R.R.). Surrogate moderner „Dilettantismen“ eines „maschinellen, wissenschaftlichen, arbeitenden, lebensgierigen und doch nicht ganz im Leben heimischen Geschlechts“ (ebd.: 65) verhindern gleichsam den blumigen Dilettantismus des alten Liebhabertums. Zum Beispiel verbiege und verrenke die Maschine „den Menschen, und der Mensch wird durch sie nur ein Glied, ein Arm, fünf Finger, zwei Augen, ein Nacken, aber er wird kein Dilettant“ (ebd.: 63). Die „wahren Dilettanten“ sind jene, die „das Echte nicht mehr zu erkennen wissen“ (ebd.: 65).

Der moderne Dilettant sei aber vielmehr formlos und herzlos, unterliege einem „Mangel an Charakter“; er könne – im Unterschied zum alten, exzentrischen Dilettanten – nicht mehr aus

sich heraus, deshalb müsse er jede Größe leugnen bzw. versuche, sie durch Intimität zu ersetzen (ebd.: 67f.).<sup>8</sup>

## ZUR PSYCHISCHEN STRUKTUR DES DILETTANTISCHEN MENSCHEN

Eine psychologisch differenzierte Analyse des Dilettantismus stammt von Claude Saulnier (1940). Erläuterungswert sind einige der von Saulnier untersuchten Aspekte des Phänomens auch, weil sie eine historisch interessante Illustration der psychischen Verfasstheit des modernen Subjekts und seiner potentiellen Problematik für den Bildungsgedanken bieten, insbesondere hinsichtlich der internen Pluralität und der Diskontinuität der persönlichen Erfahrungen. Wie bei Kassner (1910) oder Faguet (1911) wird der Dilettantismus auch von Saulnier nur negativ bewertet. Klarer als Kassner schält Saulnier zunächst heraus, dass der Dilettantismus vor allem in vorangeschrittenen bzw. ausdifferenzierten Gesellschaften, in denen die dringendsten (Über-) Lebensnotwendigkeiten – wenigstens für sehr weite Bevölkerungsanteile – sichergestellt sind, zum allgemeinen Phänomen wird (ebd.: 14). Bedeutsam ist Saulniers Prämisse, weil mit ihr klar wird, dass Dilettantismus wie jede andere soziale Praxis keineswegs allein das Produkt des Individuums ist (ebd.: 18).

Saulnier differenziert mehrere den Dilettantismus konstituierende Elemente, die nur in ihrem *Zusammenspiel* das Phänomen erhellen, im einzelnen aber durchaus nichts mit Dilettantismus zu tun haben müssen. Unter anderem: Multiplizität oder Polyvalenz, Diskontinuität (Polymorphismus und Polyfinalismus), Lust auf das Spektakuläre (Ästhetizismus), Spielcharakter, Egotismus.

### ***Diskontinuität (Polymorphismus und Polyfinalismus)***

Verbunden mit der Reichhaltigkeit der Ichformen charakterisieren zwei Formen von Diskontinuität den Dilettantismus: die psychische Struktur wird als polymorph und polyfinal beschrieben (ebd.: 22). Der Dilettant will sich nicht festlegen, d.h. er mag seinen „inneren Reichtum“ an Ichformen nicht durch das Setzen von Prioritäten reduzieren.<sup>9</sup> Sich nicht festlegen heißt, potentiell alles besitzen.<sup>10</sup> Diesen Weltbezug bringt Saulnier mit der Deutschen Romantik in Verbindung. Ein extremer Polyfinalismus, weil er konsequentes Handeln verhindert, entpuppt sich aber schließlich als Afinalismus (ebd.: 23): Alles anstreben heißt dann, nichts anstreben. Polymorphismus und Polyfinalismus sind aber, gerade weil sie von einem großen inneren Reichtum zeugen oder aber einen solchen versprechen, attraktiv. Der Höhepunkt der Vielfältigkeit ist im bewundernswerten Universalgenie verkörpert. Normalsterbliche aber macht die durch eine polymorphe und polyfinale psychische Struktur mitbedingte Diskontinuität des Tuns, Erlebens und Wünschens zu Dilettanten. Dies trifft natürlich umso mehr zu, je weniger die vielfältigen Ichformen „synthetisiert“ oder wenigstens verbunden werden können. Diskontinuität in diesem psychischen Sinn ist nicht das exklusive Problem des Multitalents, sondern das Problem aller *Vielinteressierten* und *Neugierigen*. Auch aus diesem Grund ist der schöne Gedanke, demzufolge es „auf eine möglichst vielseitige Berührung mit den Bildunggehalten“ ankomme, „damit sich das Subjekt nach allen Seiten hin entfalten kann“ (Bolnow 1959/1977: 121), – vor allem in Verbindung mit der Situation (Illusion oder Ideologie), die persönliche Zukunft sei für die unabhängige Gestaltung des eigenen Lebens offen – problematischer als vielleicht gemeinhin angenommen.

## **Lust auf das Spektakuläre (Ästhetizismus)**

Neugier und Diskontinuität gehören zusammen, sie beziehen sich auf das *Einzigartige*, das – weil es einzigartig ist – (mehr oder weniger) spektakulär ist und Freude bereitet. Der Dilettant sucht in der Begegnung mit dem Spektakulären das *Glücksgefühl*; sein *ästhetischer Hedonismus* (ebd.: 35) macht ihn für seine Zeitgenossen moralisch suspekt. Diese merken, dass er den raffinierten Genuss sucht, ohne sich aber dafür anzustrengen (ebd.: 37). Die „Leichtigkeit“, mit welcher er die Welt nimmt, kommt dem „Vagabundieren“ des dilettantischen Geistes entgegen (ebd.: 38); Anstrengung und ernste Arbeit zerstören den Unterhaltungswert des Lebens, welcher in der ästhetizistischen Begegnung mit dem Spektakulären gesucht wird. Das Leben soll Spektakel und Amüsement sein (ebd.: 39).

## **Spielcharakter**

Der Dilettant, seine Zeit auf vielfältige Weise und in Umgehung großer Hindernisse vertreibend, ist ein *Spieler*. Er bindet sich an das Spektakuläre, ohne sich von Fragen beunruhigen zu lassen: ob es nützlich ist oder nicht, ob sein Unternehmen im Erfolg enden wird oder in einer Niederlage (ebd.). Er spielt mit sich selbst und mit den anderen. Er darf seinen Gefühlshaushalt, seine affektiven Bezüge nicht allzu ernst nehmen; das ist aber schwieriger als der spielerische Umgang mit dem Intellekt, mit Ideen und Plänen (ebd.: 40). Aus diesem Grund könne man den Dilettantismus mit einem „genossenen“ Skeptizismus in Verbindung bringen, mit einem „halben“ oder „falschen“ Skeptizismus (ebd.). Zur ordentlichen Skepsis fehlt dem Dilettanten ein gute Dosis Pessimismus. Während die Metaphysik oder der Mystizismus des Moralisten seinem realen Leben Sinn verleihen soll, vollzieht der Dilettant eine Trennung von seinem Leben, um es – nicht ohne Lust und nicht ohne Virtuosität – zu betrachten. Er *spielt* sein Leben, und er spielt es, im Unterschied zum Spiel des Kindes, mit *Ironie*, im Wissen dass es bloß bestimmte *Formen* sind, die er ausfüllt und die auch anders sein könnten. Er spielt sein Spiel und versucht es zu genießen, und gleichzeitig will er ihm möglichst viel entnehmen; sein Spiel aber ist reflexiv, intellektuell, der Dilettant lehnt sich immer wieder zurück, betrachtet sich selbst im Spiel und liebt es, sich als Spieler zu analysieren (vgl. ebd.: 41).

Saulniers Dilettantismusuntersuchung umfasst neben der Beschreibung der genannten Konstitutionselemente eine Vielfalt von Unterscheidungen zu Typen und Formen des Dilettantismus. Zum einen ist evident, dass die beschriebenen Elemente unterschiedliche Ausprägungen haben können (ebd.: 52), so kann – zwar recht ungenau – zwischen einem „normalen“ oder unauffälligen (*dilettantisme primaire*) und einem „krankhaften“ oder exzessiven Dilettantismus (*dilettantisme morbide*) unterschieden werden (ebd.: 52). Zum anderen drücken sich dominante Konstitutionselemente in „typischen“ Tätigkeiten oder Beschäftigungen aus; das Element der Multiplizität etwa im *Sammler*, d.h. im Liebhaber von Objekten, die gesammelt werden (ebd.: 53ff.), das Element des Spektakulären etwa im *Zuschauer* (ebd.:59ff.), z.B. im Theaterliebhaber, das Element des Spontanen und des Virtuosen beispielsweise im *Amateur-Essayist* (ebd.: 61ff.). Die *höchste* Form sieht Saulnier im *ironisch-ästhetischen* Habitus (ebd.: 63f.) realisiert. Diese Ausgestaltungen können, wie erwähnt, unaufdringlich sein, aber auch pathologisch anmuten. Weiter unterscheidet Saulnier drei „Charaktere“ des Dilettantismus: den Handlungsdilettantismus bzw. aktiven Dilettantismus (*dilettantisme actif*), den Gefühlsdilettantismus (*dilettantisme sentimental*) und den intellektuellen Dilettantismus (*dilettantisme*



*intellectuel*). Der Träumer oder Verliebte ist ein Prototyp des *Gefühlsdilettanten* (ebd.: 77). Er scheint von (s)einer Leidenschaft ganz in Anspruch genommen zu sein („un véritable passionné“). Doch der Schein trüge, vielmehr stehe seine Person etwa für den klassischen „Flirter“, den ästhetischen Liebhaber (ebd.: 78). Im Grunde praktiziere er bloß einen „emotiven Impressionismus“: „il aime les émotions pour leur variété et parce qu’il s’y contemple“ (ebd.: 77), kurz: er ist primär an sich selbst interessiert. Seine Träumereien, die sich auf die Vergangenheit oder die Zukunft beziehen, kommen aber nicht ohne sentimentale Ironie aus, d.h. Melancholie (ebd.: 79). Er unterliegt der *Sehnsucht nach Gefühlen*, von denen er meint, einst ganz ergriffen gewesen zu sein oder von denen er ergriffen werden möchte.

Im Unterschied zum Gefühlsdilettanten ist der *aktive* Dilettant „intellektueller“ und umtriebiger. Er muss ständig in Bewegung bleiben, er braucht Projekte, aber seine Impulsivität und sein Vielinteresse lassen ihn kaum eines zu Ende bringen, da er immer wieder schon ein neues anfängt. „Handeln“ ist ihm alles (ebd.: 80f.), nicht zu handeln, eine Qual. Die typischste Form des Dilettantismus bleibe aber der *intellektuelle*, der sich unauffällig und längerfristig realisieren kann, u.a. weil sich Ideen bzw. Gedanken leichter vom Selbst trennen lassen als konkrete Handlungen oder Gefühle (ebd.: 81). Der intellektuelle Dilettant treibt den Polymorphismus und den Polyfinalismus auf die Spitze. Er besitzt die Ironie des Spielers und ist durchaus kein Melancholiker.

Den Gipfel des Dilettantismus lokalisiert Saulnier im Zusammenspiel dieser drei Formen zum metaphysischen Dilettantismus (ebd.: 82), welchen er ohne Scheu mit Religion und vor allem mit der deutschen Romantik in Verbindung bringt, d.h. mit der *Liebe zum Absoluten* (ebd.: 81). Diese ist dem Autor zufolge die Quelle des Motivs, (möglichst) alles zu kennen, zu wissen und/oder zu besitzen. Dem Motiv entspricht die Idee eines befreiten, absoluten *Ich*, welches das Universum in sich birgt (ebd.: 104f.). In der Idee eines Kontakts mit dem Absoluten bzw. des Aufgehens des Ich im Absoluten offenbare sich je-ner großartige Dilettantismus, der zu oberflächlichen (religiösen, mystischen, philosophischen) Synthesen des Unvereinbaren neige (ebd.: 176), der zu überwinden sucht, was – als „Ur-Teilung“ (Hölderlin 1795/1970: 840) von Sein und Bewusstsein – Denken überhaupt ermöglicht. Die große Vereinigung kann aber nur dilettantisch sein. Im Leben des modernen Menschen gibt es keine nicht-dilettantischen Vereinigungen: weder zwischen dem Absoluten und dem Relativen, noch zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen oder dem Universellen und dem Partikularen. Wer sich des Dilettantismus solcher Projekte bewusst ist, weiß auch, dass das Leben (höchstens) ein Kompromiss ist (vgl. Saulnier, ebd.: 381).

Aus diesen Bemerkungen zur Psychologie des dilettantischen Subjekts, auch wenn sie sich vorwiegend auf eine Lektüre beziehen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verfasst worden ist, lassen sich einige Schlüsse ziehen, auch wenn weder beansprucht werden kann, dass das Phänomen des Dilettantismus in seiner Psychologie hier gründlich ausgeleuchtet worden sei, noch behauptet, dass eine in irgendeiner Weise ‚exakte‘ Psychologie ausgebreitet worden wäre.

Aus heutiger Sicht können die psychischen Attribute des Dilettanten, die mit Saulnier hervorgehoben worden sind, *kaum noch vorwiegend negativ bewertet werden*, da sie zu einem großen Teil ins „*Standardinventar*“ der *Selbstbeschreibung* des (spät-) modernen Menschen

gehören (!). Dieser erlebt sich ja als *vielfältig* und mitunter auch als *fragmentiert* (in Bezug auf seine sozialen Rollen, Wünsche, Bedürfnisse, Ideale, Moralen) und zur *Diskontinuität* verdammt. Er erfährt sich ebenfalls immer wieder als *Spieler*, dem es scheinbar an Authentizität und Ernsthaftigkeit mangelt bzw. an einem *transsituational konsistenten Selbst*, dieser psychologischen Fiktion, mit welcher die psychische Verfassung gerne – quasi „vormodern“ – gesehen wird, und er kann immer wieder auch praktisch gar nicht anders, als „ich-zentriert“ entscheiden und argumentieren. Das hat weniger mit Egozentrismus oder Amoralismus zu tun als vielmehr mit der Situation der *moralischen Überdetermination*, in welcher der Dilettant permanent oder regelmäßig steckt. Kurz: Er ist in entscheidenden Fragen dilettantisch, weil er sich *versuchen muss*, d.h. handeln muss, ohne Souveränität zu besitzen.

Mit den psychischen Kennzeichnungen des Dilettanten wird aber auch einsichtig, dass jeder ernsthafte *Anti-Dilettantismus* heute in erhebliche Probleme gerät. Das *Elitäre* des Anti-Dilettantismus besteht primär darin, dass er im moralischen und ästhetischen Bereich, aber auch in Wahrheitsfragen, Einblick in eine *objektive Vernunft* beanspruchen muss: *Kontingente* kulturelle bzw. moralische Standardkriterien können einen dezidierten Anti-Dilettantismus nicht legitimieren; denn was hier und zu diesem Zeitpunkt als dilettantisch gilt, muss es dort und/oder zu einem anderen Zeitpunkt noch lange nicht sein. Und wer unter bestimmten Gesichtswinkeln als notorischer Dilettant gilt<sup>11</sup>, mag unter verändertem Gesichtspunkt als Genie gefeiert sein. Statt von bloßer Exzentrizität oder Perversion kann von Genie gesprochen werden, wenn „eine private Zwangsvorstellung eine Metapher hervorbringt, für welche wir Verwendung haben“, so Rorty (1991: 74). Das ist eine Frage der Kontingenz, der glücklichen oder unglücklichen Umstände. Ein dezidierter Anti-Dilettantismus beansprucht hingegen die Kenntnis des archimedischen Punkts, des übergreifenden Sprachspiels; damit aber erscheint er nicht nur elitär, sondern unter spätmodernen Bedingungen letztlich selber dilettantisch, nämlich als ein *ironieloser* Urteilsapurismus, der einen privilegierten Zugang zum Absoluten behaupten muss, das nur noch als *Fiktion* interessieren kann. Antidilettantismus überlebt aus diesem Grund nur (noch) *esoterisch*, nämlich im mehr oder weniger geschlossenen kulturellen oder akademischen Kreis, dessen Mitglieder eine jeweils bestimmte Autorität der Person oder des Wortes und korrespondierende Exklusionspraktiken devot akzeptieren. Anti-Dilettantismus muss sich der Gültigkeit seiner Prinzipien sicher sein. Das kann er auf Dauer nur, wenn er sich den irritierenden Diskursen verschließt, in denen seine Kriterien als *ungültig* oder als *gleichgültig* gehandelt werden. Das Faktum der Pluralität der Menschen und ihres kulturellen Schaffens ist also nicht nur die Quelle von Nicht-Souveränität und, damit verbundenen, Dilettantismus, sondern auch der Grund dafür, dass sich Anti-Dilettantismus mit dem demokratischen Ethos, welches dem Faktum menschlicher Inkompetenz und Unverbesserlichkeit auf eine besondere Art begegnet, nicht verträgt. Zwischen Demokratie und Dilettantismus gibt es in der Tat intime Affinitäten.

## **ZUR MORAL DES DILETTANTISCHEN MENSCHEN**

Gerade dort, wo die Idee eines autonomen und souveränen Subjekts etwas ‚taugen‘ sollte, nämlich in Situationen dilemmatischer moralischer Entscheidungen, kommt zum Ausdruck, dass unklar bleibt, was die kompetenztheoretisch gedachten Begriffe Autonomie und/oder Souveränität in ihrer Anwendung bedeuten sollen. Die Behauptung sei vertreten, dass Dilem-

mata – *sofern sie solche sind* – uns moralisch bzw. moralkognitiv – d.h. als moralisches Subjekt – einfach *überfordern*.

Für die Situation des Dilemmas sind (subjektiv!) *gleich schlechte* bzw. *gleich problematische* Handlungsalternativen konstitutiv, d.h. moralische Rationalität und Argumentation hilft im Dilemma gerade nicht, eine der Alternativen insgesamt als wünschenswerter oder richtiger zu evaluieren. In der dilemmatischen Situation kann es deswegen keine Souveränität geben, aber auch keine Autonomie; autonomes Handeln (bzw. Entscheiden) würde sich an verallgemeinerungsfähigen Willensmaximen orientieren müssen, *ohne* dass aber ebenso verallgemeinerungsfähige Willensmaximen, die für die Alternative sprechen, mit den ersteren konfliktieren. Kant hatte die Möglichkeit von Pflichtenkollisionen mit gutem Grund rigoros bestritten (1797/1990: 59f., vgl. auch 1981; Höffe 1983), denn mit der Existenz von Pflichtenkollisionen wird der kategorische Imperativ in seiner Bedeutung limitiert und das moralische Subjekt gewissermaßen entthront. Während diskursive Verfahrensethiken das Problem der Pflichtenkollision umgehen, indem sie unermüdlich und in der Faktizität des Lebens reichlich hilflos auf die Prozedur verweisen, die am Schluss den Konsens gebären soll, stehen die Menschen im Berufs- und Privatleben sowie im öffentlichen Leben hundertfach in dilemmatischen Situationen und wissen, dass weder langes Reden noch langes Nachdenken um gültige Prinzipien, wie wohl beides unverzichtbar sein mag, am Schluss jene validen Gründe für die Wahl und gegen die Alternative liefern kann, die nötig wären, damit man sich in jener moralischen Sicherheit wägen kann, ohne welche die Begriffe Souveränität oder Autonomie sowieso fehl am Platz sind.

Nun mag man argumentieren wollen, dass dilemmahafte Situationen, in denen die Souveränität des moralischen Subjekts verschwindet, nur exklusiven Charakter hätten, also nicht so häufig vorkommen würden. Dieser Einwand ist aus zwei Gründen nicht sehr überzeugend. *Erstens* ist das moralische Subjekt als *Subjekt* im engeren Sinne nur in Dilemma-Situationen gefordert, da es in nicht-dilemmatischen Situationen mehr oder weniger routiniert, quasi mit der moralischen Bodenhaftung von Konvention und Sitte, handeln kann; es weiß, was zu tun ist, weil es Mitglied einer bestimmten – u.U. noch so ‚offenen‘ – Lebensform und dem ihr zugehörigen Ethos ist. Autonomie und Souveränität ‚erübrigen‘ sich hier sozusagen als Konstitutionselemente. *Zweitens*, und das ist bedeutsamer, kann argumentiert werden, dass die Pflichtenkollision bzw. die moralische Überdetermination gerade die *typische* Situation der Moderne ist. Wilhelm Vossenkuhl (1997) redet von ihr als der „moralischen Normalsituation“: Jeder Zeit- und Investitionsaufwand in einem Sektor des Lebens (z.B. Beruf) konkurriert mit allen anderen (z.B. Familienleben, politisches Engagement oder Pflege der Sozialkontakte) und aus diesen allen können moralische Imperative bzw. normative Ansprüche erwachsen, die zwar nicht ignoriert werden *sollten*, aber im einzelnen immer wieder verletzt werden *müssen*. „Was immer aufgrund begrenzter Zeit, Aufmerksamkeit oder Kraft an Verpflichtungen unerfüllt bleibt, rächt sich auf Dauer in unterschiedlichen Weisen des Versagens, sei es als familiäres Unglück, als beruflicher Misserfolg oder als politische und soziale Desintegration.“ (Ebd.) Entscheidend ist für die moderne Situation, mit anderen Worten, dass das vom Sollen verlangte oder unterstellte Können *prinzipiell* nicht ausreicht. Die moderne Überbestimmung des moralischen Urteilens und des Handelns unterläuft das meta-ethische Prinzip, wonach Sollen Können einschließt (ebd.: 76). Dagegen hilft nach Vossenkuhl auch nicht das aristotelische

oder tugendethische Prinzip der Klugheit. Die Klugheit ist „gegenüber moralischen Dilemmas ebenso ratlos, wie sie es gegenüber den schicksalhaften Alternativen in antiken Tragödien war“ (ebd.: 78), weil es zwischen heterogenen und inkompatiblen Mengen von Verpflichtungen keine Mitte geben kann. Der Glaube an die kluge Entscheidung oder die tugendethische Orientierung am Gemeinwohl ist deshalb gebunden an die Ignorierung der normativen Überdeterminiertheit (vgl. ebd.: 79).

Das Erkennen der „moralphilosophischen Illusion“, wonach Pflichten, wenn sie existieren, auch einlösbar seien, führt jedoch nicht notwendigerweise in moralische Skepsis und Pessimismus (ebd.). Vielmehr ist Vossenkuhl zufolge damit angezeigt, dass nur die erste Person Singular sich selber Vorwürfe machen dürfe, wenn sie eine Pflicht „beim besten Willen nicht erfüllen konnte“ (ebd.: 83), d.h. nur „ich selbst kann von mir – und nur von mir – mehr verlangen, als ich kann.“ (Ebd.)

Mit diesen Bemerkungen zur moralischen Überbestimmtheit des modernen Lebens wird erkennbar, warum das moralische Subjekt als dilettantisch bezeichnet werden kann: Die Tatsache, dass es immer etwas ‚falsch‘ macht, dass es niemals letzte Gründe für seine Entscheidung angeben kann, dass es immer Opfer mit sich bringt, deren Leid oder Schaden es nicht kontrollieren kann, schlicht: dass es so vieles unerfüllt lässt, was zu erfüllen wäre, ist in der *Vielfalt* seines Ichs, z.B. seiner sozialen Rollen, Mobilität und Flexibilität begründet, die es zum diskontinuierlichen Leben treiben und aus welchem ihm Einsichten in moralische Verpflichtungen erwachsen, denen es niemals wird souverän nachkommen können; es ist, mit anderen Worten, zur „*Halbbatzigkeit*“<sup>12</sup> verdammt, d.h. es fängt die Dinge an und kann sie doch nicht ‚ordentlich‘ zu Ende führen. Wie das *Alles-Wollen* in kulturellen bzw. Lebensstilfragen notgedrungen zum Dilettantismus führt, kommt es – überspitzt formuliert – mit dem *Alles-Sollen* in der moralischen Situation zum Dilettantismus des moralischen Subjekts. Es handelt sich dabei weniger um eine moralische Inkompetenz des Individuums an sich als vielmehr um eine ihm durch die Situation aufgezwungene Inkompetenz, in welcher die Bedeutung des selbstbestimmten Entscheidens seinen souveränen Charakter vollends verliert. Die moralische Freiheit, mit welcher sich das Individuum in dieser Situation konfrontiert sieht und die es keineswegs herbeigewünscht hat, ist einfach eine *Zumutung* und *Überforderung* – es ist m.E. schwer nachzuvollziehen, warum dieses Faktum theoretisch so wenig interessiert.

Solange es die Gleichberechtigung der in Frage stehenden moralischen Güter oder Werte anerkennt, ist es sich damit seines Dilettantismus bewusst. Die unangenehme Irritation und moralische Bodenlosigkeit, die das Individuum erfährt, ist aber auch der Grund, warum es den Zwang, den es sich mit einer Entscheidung auferlegt, nicht auf andere übertragen kann oder will.

Die Person im Dilemma ist jedoch keineswegs bloß unentschieden, sie steht nicht in der Situation der Präferenzwahl, sondern sie hat vielmehr ein gravierendes moralisches Problem, das sie weder *meistern* noch wirklich *lösen* kann. In moralischen Fragen gibt es weder Meisterschaft noch Expertise. Die im Dilemma stehende Person hat sich zu entscheiden und weiß, dass sie in jedem Fall einen Teil ihres moralischen Selbstverständnisses verletzt und dass die endlich ausschlaggebenden Motive ihr entweder verschlossen bleiben oder arbiträr erscheinen. Diese Überlegungen haben nicht primär mit Skepsis oder Relativismus zu tun, sondern

v.a. mit einer Überforderung der Person als moralisches Subjekt. Ihre Entscheidung wird weder die richtige noch die falsche sein, sie wird weder gut noch böse sein, sie wird nicht von ‚außen‘, aber auch kaum von ‚innen‘ valide zu beurteilen sein, und trotzdem ist sie in keinem Fall beliebig oder gleichgültig, vielmehr gerade von herausragender persönlicher Bedeutung. Begriffe wie ethischer Relativismus, Skeptizismus oder postmoderne Beliebigkeit sind in Bezug auf den Dilettantismus des moralischen Subjekts unangebracht.

## SCHLUSSBEMERKUNGEN

Der Begriff des dilettantischen Subjekts kann sich nur auf ein Subjekt beziehen, das im Kampf zwischen Werten oder Gütern steht, mit denen es sich definiert. Dieser Kampf ist so evident wie er unlösbar ist. Der Kampf zwischen einem anerkannten obersten Gut und anderen Gütern, die es in bestimmten Situationen einschränkt, kann zwar schwierig und schmerzvoll, niemals aber dilemmatisch sein, da sozusagen von vornherein klar ist, dass sich die Perspektive des obersten Gutes durchsetzen wird. Relativistisch verfährt eher die zwischen „Eclair und Blätterteigstückchen abwägende“ Person, um ein Beispiel Taylors (1996) aufzugreifen. Ihre Wahl ist moralisch indifferent. Es handelt sich jedoch um kein Dilemma, weil die Person sich hier nicht zwischen widerstreitenden Selbstinterpretationen entscheiden muss. Ob man sich eher als Eclair- oder aber Blätterteigstückchenliebhaber versteht, ist höchstens ein Streit zwischen *ästhetizistischen* Selbstinterpretationen, welche ohne jede *starke Wertung* auskommen. Im moralischen Dilemma sind starke Wertungen aber entscheidend, weil sie so „ich-nah“ bzw. konstitutiv für das Selbst sind, ist der Streit zwischen ihnen eine Zumutung, die das moralische Subjekt als Subjekt, d.h. als ein der moralischen Selbstbestimmung fähiges Subjekt im Kern erschüttern. Diese Erschütterung offenbart dem Subjekt die Eigentümlichkeit, dass Freiheit nur in Abwesenheit von Souveränität möglich ist, und damit auch das Paradox, dass Freiheitspraxis nicht freiwillig gesucht wird. In diesem Sinne ist die oben schon erwähnte Behauptung zu verstehen, dass nur Dilettanten frei sein können. Sie müssen sich entscheiden bzw. handeln, ohne wissen zu können, ob sie das Richtige tun. Solches ‚Tun‘ heißt: (Sich-) *Versuchen*. Es ist dies die dilettantische Tätigkeit par excellence, die Tätigkeit des überforderten Menschen, der seine Freiheit praktiziert.

Die Dilemma-Situation zeigt, dass die Idee des (mit sich) *identischen* Subjekts zu hinterfragen ist und dass *Kohärenz* ein angemessener Begriff ist, um den Zusammenhalt des Subjekts heute zu thematisieren (vgl. Schmid 1996: 375-379). Kohärenz herzustellen, ist die Kunst, „die verschiedenen Aspekte, die allesamt ‚Ich‘ sagen und damit jeweils die Gesamtheit des Subjekts in Anspruch nehmen“ (ebd.: 376), in eine Beziehung zu setzen. Gegebenes, Gefundenes und Erfundenes würden darin Eingang finden (ebd.). In der Spannung des Dilemmas, im Kampf der Güter und Selbstinterpretationen zeigt sich dem Subjekt, dass es nicht richtig wissen kann, wer es ist, oder – positiv formuliert: dass es unterschiedliche überzeugende Perspektiven einnehmen kann, die einander aber widersprechen, dass es sein „Hypersubjekt“ scheinbar nicht kennt und deshalb in einem starken Sinn des Begriffs auch *keine Identität* hat. In diesen Situationen des Streits der Ichformen bemüht sich das Subjekt um Einheit und Identität, es sucht die Autorität der wahren Interpretation. Es muss sich entschließen und entschließt sich schließlich, ohne diese Wahrheit gefunden zu haben. Es ist die *Autorität der Entschlossenheit*, die sich durchsetzt und das Risiko in Kauf nimmt, wenn es die Zeit verlangt.

Dieser Akt ist ganz ohne Souveränität, er ‚geschieht‘ in einem gewissen Sinne, hätte aber auch anders geschehen können. So widerspiegelt sich im Kopf oder Herz des Individuums, was sich in demokratischen Lebensformen zwischen den Individuen abspielt: Ein Kampf um die richtige Interpretation und die besseren Argumente, der schließlich nicht aufgrund der Autorität der besseren Interpretation oder der besseren Argumente beendet werden kann, sondern im Entschluss oder in der Prozedur, mit dem bzw. mit welcher keine Wahrheits- oder Richtigkeitsansprüche verbunden werden können. Das ist der noble, für die demokratische Lebensform bedeutsame Zug des Dilettantismus: dass er – im Unterschied zum Anti-Dilettantismus – nicht beansprucht, die Wahrheit zu kennen.